

"Unglaublich, wie viele Ansichten zur Romandie kursieren"

Autor(en): **Wey, Alain / Andrey, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer**

Band (Jahr): **40 (2013)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-911091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Unglaublich, wie viele Ansichten zur Romandie kursieren»

Kennen wir die Geschichte unseres Landes wirklich? Wissen wir, worauf der nationale Zusammenhalt beruht? Der Historiker Georges Andrey, Autor des Bestsellers «Schweizer Geschichte für Dummies», hat eben das Buch «La Suisse romande, une histoire à nulle autre pareille» veröffentlicht. Er präsentiert darin die Geschichte der Romandie für Nichthistoriker. Mit einigen teils verbreiteten Ansichten über den Aufbau unseres Landes räumt Andrey auf.

Interview: Alain Wey

Sie schreiben im Schlusswort Ihres Buches, Ihr Ziel sei es, mit einigen Meinungen über die Romandie aufzuräumen. Womit genau?

Ich habe unglaublich viele Meinungen und Erkenntnisse über die Romandie gesammelt. Unter anderem sind mein Team und ich auf die Burgrechte gestossen. Dies sind Bündnisse zwischen Städten, die der gemeinsamen Verteidigung und der gegenseitigen Öffnung ihrer Märkte dienen. Zudem können Bündnispartner bei Konflikten mit Dritten als Vermittler auftreten. Die Romandie ist also ein Konstrukt des Mittelalters, dank der Verträge, die zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert geschlossen wurden. So haben sich die Freiburger Bürger beispielsweise mit den Bürgern Payernes und später mit jenen von Avenches und Bern verbündet.

Wie definieren Sie den Begriff «Romandie»?

Das ist der Teil der Schweiz, in dem das Französische als Sprache vorherrscht, jedoch ohne alleinige Sprache zu sein. Die Deutschschweizer haben niemals behauptet, das Wallis sei ein deutschsprachiger Kanton. Das Oberwallis gehört also zur Romandie. Dort leben also Romands, die Deutsch sprechen, wie die Sensler im Kanton Freiburg. Meine Geschichte der Romandie steht nicht im Zeichen der angeblichen Feindschaft zwischen deutsch- und französischsprachigen Schweizern. Diese ist historisch nicht haltbar, denn das Herz des Burgrechts bilden die Städte Freiburg und Bern, die in den Jahren 1157 und 1191 von den Zähringern gegründet worden sind. Das Netz der Burgrechtsverträge hat sich um dieses Zweigestirn aus beiden Sprachregionen gebildet. Später hat es sich auf Biel und Neuenburg, und noch später auf Lausanne, Genf und sogar Solothurn, Luzern und Zürich erstreckt. Wir sagen also nicht, dass sich das Gebiet der Romandie in Abgrenzung zur Deutschschweiz definiert. Denn das stimmt nicht. Das heisst natürlich nicht, dass es keine

Unterschiede gibt. Im Vordergrund steht aber die Einheit, welche durch die Schweizerische Eidgenossenschaft beziehungsweise durch die Helvetische Republik verkörpert wird. Gerade die Jahre der Helvetischen Republik (1798–1803) sind eine Zeit, die durch ein sehr starkes schweizerisches Nationalgefühl geprägt war.

Von 1789 bis 1815 war die Schweiz durch die Truppen Napoleons besetzt. Wie wirkte sich diese Besetzung auf den Zusammenhalt des Landes aus? Und welche Vorstellungen zu dieser Phase herrschen vor?

Man spricht in diesem Zusammenhang von der «Schwarzen Legende». Sie insinuiert, die Zeit nach 1798 sei eine beschämende Episode der Schweizer Geschichte, das Land Wilhelm Tells ein Vasall Frankreichs. Laut der Legende hat sich zwischen 1798 und 1815 nichts Gutes ereignet. Es wird sogar behauptet, Napoleon hätte mit der Vermittlungsakte von 1803 seinen Willen durchgesetzt, ohne die Schweizer anzuhören. Das ist völlig falsch. Die Helvetische Consulta, die sich aus den verfeindeten Schweizer Gruppen – den rebellischen «Patrioten» und den regierungstreuen Republikanern – zusammensetzte, verhandelte von November 1802 bis Februar 1803 hart mit Napoleon. Dieser erreichte durch die Verhandlungen eine staatliche Neuordnung und eine Aussöhnung innerhalb der Schweiz. Das Land setzte sich nun nicht mehr aus 13 Kantonen zusammen, wie dies unter dem Ancien Régime der Fall gewesen ist, sondern aus 19. Die untergebenen und alliierten Gebiete der Schweiz – Graubünden, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt – wurden 1803 zu souveränen Kantonen, in denen die vier Landessprachen gesprochen werden. Für diese sechs neuen Kantone bedeutete das eine sehr grosse Ehre. 1815 wurde dies alles durch den Bundesvertrag bestätigt. Das durch Vermittlung Bonapartes zustande gekommene Gebilde wurde akzeptiert und um

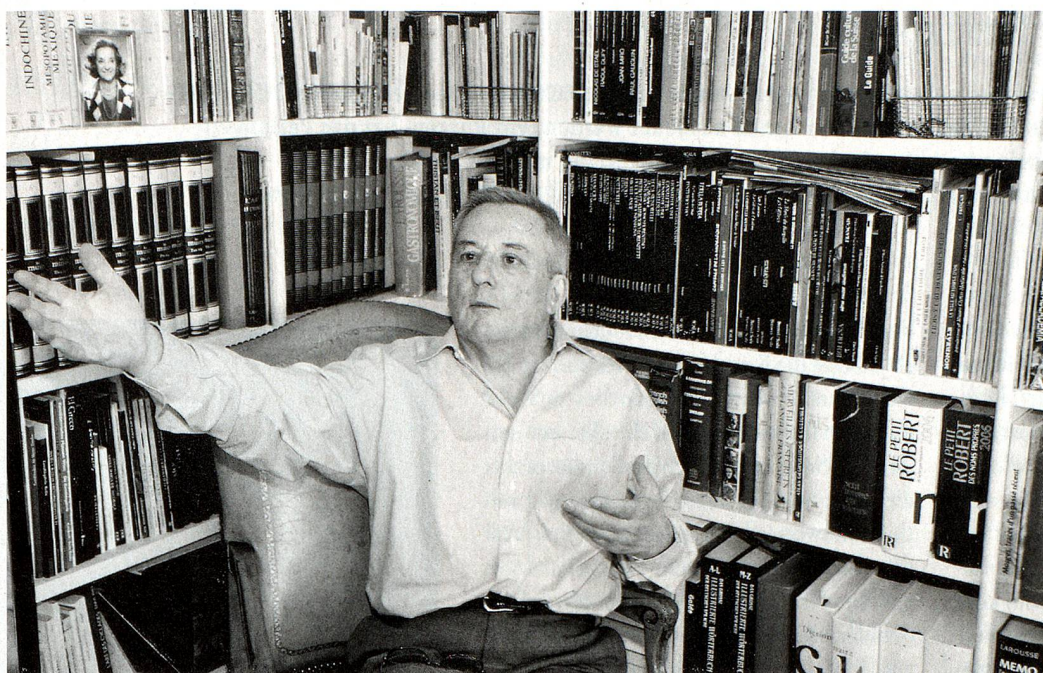
jene Gebiete erweitert, die bis dahin Frankreich angegliedert waren, namentlich das Wallis, Neuenburg und Genf.

Trotzdem haben die Historiker diese Epoche lange schlechtgeredet.

In der Tat. Sie wird in allen Schweizer Geschichtsbüchern niedergemacht. Man spricht nur von Besetzern und Besetzten und vergisst dabei, dass sich in dieser Zeit die moderne Demokratie mit all ihren Freiheiten herausgebildet hat. Langsam ändert sich die Betrachtungsweise. Hinsichtlich der Institutionen wird die moderne Schweiz nicht 1848, sondern 1798 geboren. Ein Problem ist der fehlende Föderalismus. Der Zentralismus passt nicht zur Schweiz. Und wer erkennt das als Erster? Napoleon. Während der ersten Sitzung der Consulta erklärte er: «Euer Land hat von Natur aus föderalen Charakter.» Um einen neuen Föderalismus zu kreieren, zerstörte er auch, was das französische Direktorium 1798 eingeführt hatte. Dass man das Jahr 1803 in sechs Kantonen feiert, ist Napoleon zu verdanken. Denn er hat der alten Dreizehnörtigen Eidgenossenschaft gezeigt, dass ihre untergebenen und alliierten Gebiete fortan gleichberechtigte Schweizer Kantone sind. Das muss einmal klar und deutlich gesagt werden.

Gibt es eine Geheimformel für die Schweiz? Oder anders gefragt, welches ist unser Zauberelexier?

Der Wille zum Zusammenleben. Seit der Zeit der mittelalterlichen Burgrechte sind unablässig Verbindungen geknüpft worden. Diese Solidarität wurde erstmals während der Reformation erschüttert. Als die Berner 1536 in Lausanne einmarschierten, verboten sie der Lausanner Bevölkerung die Fortsetzung ihres Bündnisses mit Freiburg. Denn Freiburg blieb beim Katholizismus. Die Reformation hat also dramatische Auswirkungen. Weitere Dramen bildeten der Sonder-



Der emeritierte, 75-jährige Historiker Georges Andrey war bis zum Jahr 2000 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten und bis 2005 Professor für Mediengeschichte und moderne Geschichte an der Universität Freiburg

bundskrieg – der Schweizer Bürgerkrieg von 1847 – und der «Röstigraben» während des Ersten Weltkriegs.

Was geschah 1914 bis 1918 in der Schweiz?

Ins Wanken geriet der helvetische Konsens zwischen der französisch- und der deutschsprachigen Schweiz – also zwischen den pro-französischen Regionen und den Landesteilen, die dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn zugewandt waren. Es war eine klare Spaltung, welche die Deutschschweizer mit dem Begriff «Röstigraben» umschrieben. In der französischsprachigen Schweiz wurde meist von «dissentiment» (Dissens) gesprochen. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen fiel bei den französischsprachigen Historikern und Journalisten dann meist der Begriff «fossé moral» (moralischer Graben). Diese Krise war unter anderem auch in der Ernennung des in Hamburg geborenen Ulrich Wille zum General der Schweizer Armee begründet. Dieser sprach kein Wort Schweizerdeutsch und war mit einer von Bismarck verheiratet. Was hat man wohl in Paris und London über die Haltung der Bundesversammlung gedacht? Dort hat man sich gesagt: Die Schweizer sind nicht neutral. Heute ist man davon überzeugt, dass die Bundesversammlung den komplett deutschfreundlichen Willen gewählt hat, weil sie vom Sieg der Mittelmächte überzeugt war. Die Phase von 1914 bis 1918 ist seltsam: Denn einerseits festigte sie die Identität der Romandie. Und ander-

erseits wurde die Koexistenz zwischen der Romandie und der Deutschschweiz von einer heftigen Krise bedroht.

Meinen Sie, dass die Geschichte der Schweiz in der Schule gut vermittelt wird?

Nein, die Schweizer Geschichte wird schlecht vermittelt und hat immer weniger Gewicht. Die Zahl der Stunden für Schweizer Geschichte im Lehrplan sinkt stetig. Es ist offensichtlich, dass die Lehrmethode den Schülern keinen Gesamtüberblick über die Geschichte der Schweiz vermittelt. Der Zusammenhang zwischen Ereignissen in der Geschichte wird nicht klargemacht. Zunächst gibt es drei, dann vier, acht, 13, 19, 22 und schliesslich 23 Kantone. Wie es dazu gekommen ist, muss man aber doch einmal erklären. Die Lehrer übergehen die politische Geschichte und konzentrieren sich einseitig auf die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Wenn die Jugendlichen die Schule abgeschlossen haben, haben sie nur wenig Ahnung von Schweizer Geschichte.

Die Schweizer kennen ihre Geschichte also schlecht?

So ist es. Ich kenne einen Gymnasiallehrer in Liestal, in dessen Unterricht die Schweizer Geschichte praktisch keine Rolle spielt. Mehr als die Hälfte der Unterrichtszeit widmet er dem Zweiten Weltkrieg, der Atombombe und den Konzentrationslagern. Das Spektakuläre steht beim Unterricht im Vordergrund. Wer aber die Schweiz regiert,

welche Vergangenheit wir haben, wo wir herkommen und wie die Welschen zur Schweiz gekommen sind, all das wird nicht gelehrt. Wenn man die Geschichte nicht erklärt, verstehen die Schüler auch nicht, weshalb die Volksgruppen zusammenleben. Das ist gefährlich.

Gefährlich?

Ja, denn man riskiert eine Verwässerung der nationalen Identität. Letztlich wird man fragen: Warum setzt man nicht auf ein vielfältiges Europa? Man könnte aus den bestehenden Staaten noch mehr machen. Das ist zumindest ein denkbares Szenario: Das Europa der 27 könnte problemlos auch in ein Europa der 50 münden. Warum sollte man dann nicht auch darüber nachdenken, ob sich die Deutschschweiz, die Romandie und das Tessin als Mikrostaaten eignen könnten? Luxemburg, Monaco und San Marino sind ja auch lebensfähig. Ein Abspaltungsszenario wie in Belgien, oder im Falle Spaniens von Katalonien ist auch für die Schweiz nicht auszuschliessen. Sollte es dazu kommen, könnte dies das Ende der Willensnation bedeuten. Die Sprache würde zur Priorität erhoben.

ALAIN WEY ist Redaktor der «Schweizer Revue»

BÜCHER: «La Suisse romande, une histoire à nulle autre pareille!», Éditions du Belvédère, Fleurier, 2012.
«Schweizer Geschichte für Dummies», Wiley-VCH Verlag, Weinheim, 2009.